

Illustrirtes Unterhaltungsblatt



Sonntags-Beilage zur Ostdeutschen Presse
und deren Sonder-Ausgaben.
Verlag der Gruenauer'schen Buchdruckerei Otto Grunwald in Bromberg.

Was singst Du?

Was singst Du? fragt das Kind den Wind,
Ich? spricht er im Verfliegen,
Die Märchen die vergessen sind,
Seit sie Dich nicht mehr wiegen.

Wohin? So fragt das Kind den Wind.
Noch heute hundert Meilen.
Die blauen Berge, wo die sind,
fern dorthin muß ich eilen.

Wind, spricht das Kind, was schenkst Du mir?
Da legt im Flügeldehnen
Er an die Brust der Unschuld hier
Sein Traumgespiel das — Sehnen.

Georg von Verhen.

Ein Sommertraum.

Bade-Novelle von R. Litten.
[Schluß.] [Nachdruck verboten.]

Gertrud schaute zum Himmel auf, wo die Sonne bereits hoch im Westen stand, und wandte sich zum Rückweg.

„Nun heißt es aber eilen, Herr Erntner,“ meinte sie, „wenn uns der sintende Abend nicht überraschen soll.“ Er antwortete nicht, er ging rasch noch eine kurze Strecke weiter und kam dann zurück.

„Wie ichs mir dachte,“ rief er schon von weitem, „da ist eine ziemlich flache Stelle im Strom und zum Ueberfluß liegen noch große Steine darin. Da ist ein Hinüberkommen eine Kleinigkeit.“

Gertrud folgte ihm zu der bezeichneten Stelle, blieb aber ungeschlüssig stehen.

„Ja, für Sie, Herr Erntner,“ beantwortete sie seine letzten Worte, „aber für eine Dame? Noch dazu für einen solchen Hasenfuß, wie ich im Grunde genommen, einer bin! Ich denke, wir schlagen doch lieber den Rückweg ein.“

Der Angeredete stand einen Moment zögernd da, dann, während eine dunkle Blutwelle in sein Gesicht



Mausender Fuchs. Von G. Wolters.

schloß, bückte er sich wortlos und nahm das junge Weib wie ein Kind auf seine Arme. Sie sträubte sich in der ersten Ueberraschung unwillkürlich, aber als er dadurch, bereits im Wasser und vorsichtig von einem Stein zum andern schreitend, ins Wanken kam, legte sie, erschreckt nach einem Halt suchend, ihre Arme um seinen Hals und blieb in dieser Stellung während der wenigen Minuten, die der Weg erforderte. Von den starken Armen des jungen Mannes fest umschlossen, an seinem Herzen, dessen lautes Pochen sie deutlich spürte, fühlte sie sich geborgen wie ein Kind im Schoß der Mutter. Ein süßer wunschloser Frieden kam über sie und wie im Traume lauschte sie lächelnd, als eine leise bebende Stimme dicht an ihrem Ohr ihren Namen flüsterte: „Trautchen! Liebes Trautchen!“ Nun hatte Erkner festen Boden unter den Füßen und ließ sie langsam von seinem Arm zur Erde gleiten. Sie schüttelte gewaltsam den Bann von sich ab, der während der letzten Minuten ihre Sinne gefangen genommen hatte. „Ich danke Ihnen, Herr Erkner,“ sagte sie und streifte mit flüchtigem Aufblick sein glühendes Gesicht. „Aber nun kommen Sie, dort ist die Kapelle bereits, wir haben heute nicht mehr viel Zeit zu verlieren.“

Ihm, dem Naturkinde, der nicht gewöhnt war, seine Gefühle zu bemeistern, wurde das Beschwichtigen des Sturmes in seinem Innern nicht so leicht. Stumm folgte er ihr, als sie durch die offene Thür in das kleine Gotteshaus trat und rasche Umschau darin hielt. Als sie sich mit einer Frage, eines verblakten Heiligenbildes wegen, zu ihm wenden wollte, sah sie ihn in einem dämmrigen Winkel vor einer naiv bemalten, holzgeschnitzten Mutter Gottes, die, das Jesuskindlein im Arm, auf einem Marmorvorsprung stand, auf den Knien liegend und mit heißer Inbrunst zu dem stillen Anklis hinaufschauend. Seine Lippen bewegten sich flüsternd dabei, seine Hand machte wiederholt das Zeichen des Kreuzes über Stirn und Brust. Es lag etwas so ergreifendes, so rührend Gläubiges in Haltung und Gesicht des Betenden, daß Gertrud ihre Augen feucht werden fühlte. Was er nur der Madonna so flehentlich vorzutragen hatte? Und ob sie ihn erhören würde?

Als sie wieder im Freien waren und im dämmrigen Abendlicht heimwärts schritten, blieb Erkner plötzlich auf halbem Wege stehen und deutete auf ein Bänkchen, das, überdacht von Erlenzweigen, am Wege stand. Er sah sie bittend an; zum ersten male, seit er sie vorhin aus seinen Armen gelassen, trafen sich ihre Augen. Welch heißes Leben lag in den seinen!

„Es ist so schön dort, ein paar Minuten nur, Fräulein Trautchen, ein paar Minuten nur.“

Sie schüttelte stumm den Kopf, sie wollte weiter, aber schon hatte er ihre Hand ergriffen und sie zu dem Sitz geführt. Sie sah, wie es in ihm stürmte, wie sich seine Lippen zum Sprechen öffneten, und in ihrer Verwirrung, in dem Bemühen, ihn abzulenken, that die sonst so klug jede Situation beherrschende Frau das Ungeschickteste, was sie überhaupt in diesem Moment hätte thun können.

„Sie heteten vorhin so eifrig, Herr Erkner,“ sagte sie. „Was hatten Sie den für ein Anliegen an die Mutter Gottes?“

Er beugte sich vor, und während seine feuchtschimmernden Augen die ihren suchten, sprach er leise: „Ich hab' der heiligen Jungfrau Maria gesagt, daß ich die Fräulein Trautchen so lieb habe, so sehr lieb, und daß mir die heilige Mutter in Gnaden helfen möcht', daß sie bald mein Weib wird.“

Und plötzlich lag der große junge Mensch, wie von elementarer Gewalt dort hingeschleudert, zu ihren Füßen und wie ein entfesselter Strom jagten die Worte über seine Lippen.

„Trautchen, liebes Trautchen, ich hab' Dich ja so lieb, ich kam es Dir ja gar nit ausdrücken, wie sehr. Immer, Tag und Nacht, muß ich an Dich denken, und es bricht mir ganz gewiß das Herz, wenn ich Dich lassen soll. Ich weiß ja, Trautchen, ich bin Deiner gar nit wert, Du bist so schön und fein und findest gewiß einen viel besseren wie mich. Aber hab' nur Geduld, mein Trautchen, ein paar kurze Jährchen nur. Ich will ja nit ruhen und rasten, bis ich für mein goldenes Vögelchen ein goldenes Nestchen fertig habe. O, ich will arbeiten, studieren Tag und Nacht, da kann es mir nimmer fehlen. Dann bekomme ich die Leitung einer Schule, und meine Frau, mein schönes kleines Weibchen, heißt dann Frau Rektor. Frau Rektor, Trautchen, das könnt Dir schon gefallen, nit? Und ich hab' daneben ja auch noch meine Musik. Ich kann Sonntags in der Kirche die Orgel spielen und Schüler zu Klavierstunden finde ich gewiß auch.“

Er haschte nach ihren Händen und streichelte sie mit scheuer Zärtlichkeit.

„Ihr weißen Fingerchen,“ murmelte er, „Ihr sollt mir immer so fein bleiben wie heute, der Joseph wird nit dulden, daß Ihr von grober Arbeit hart und rauh werdet.“

Gertrud war es sonderbar zu Mute. Sie wanderte über weite sonnenbeschienene Wiesen und bei jedem ihrer Schritte sproßten tausend neue duftende Blüten um sie herum. Und wie still es war, wie traumhaft still. Nur ganz von ferne läutete ein

silbernes Glöckchen, und wie sie recht lauschte, verstand sie auch. „Er liebt Dich,“ tönte es, „um Deinetwillen, nur um Deinetwillen!“

Und wie im Traum löste sie eine ihrer Hände aus der festen Umschlingung der feinen, strich leise damit über den dunklen Kopf des vor ihr Knieenden und flüsterte: „Ich bin ja arm, Joseph, ganz arm!“

Er schnellte auf, und ehe sie es verhindern konnte, hatte er sie fest mit beiden Armen umschlossen, und seine jungen heißen Lippen auf ihr Haar, ihre Augen und ihren Mund gedrückt. Dazwischen lachte und jubelte er, nicht anders wie ein übermütiger Knabe.

„Du arm? Das Trautchen arm? Hört es doch, ihr Bäume und ihr Wolken dort oben, arm nennt sich das Trautchen und trägt doch goldene Haare, hat Diamanten im Kopfe und Perlen im Munde. O, das arme, arme Trautchen!“

Der junge, sonst so ungelente Mensch war wie ausgetauscht. Bald in kindlicher Einfalt, bald in Bildern und Wendungen, eines Dichters würdig, rollten die Worte über seine Lippen, das junge Weib an seiner Seite wie in einen weichen duftenden Mantel, gewoben aus Liebe und Zärtlichkeit, einhüllend. Sie sah noch immer regungslos, mit träumenden Augen da. Da war es ja, das Glück, das langersehnte Glück! Warum breitete sie nicht die Arme aus, es zu ergreifen und festzuhalten für immer?

Was that es denn, daß Joseph Erkner jünger war wie sie? Ueberbrückt die Liebe nicht noch ganz andere Klüfte? Und ihre Lebensstellung, ihr Stand? Pah, sie war früher seinesgleichen gewesen, sie brauchte nur dahin zurückzukehren, woher sie gekommen, nicht herabzusteigen. Und wer sagte denn, daß er in seiner Stellung bleiben müßte, war seine Stirn nicht sichtbar vom Genius der Kunst berührt, war es mit ihren Mitteln nicht ein leichtes, ihn zu fördern, bis sein Talent sich zur köstlichen Blüte entfaltetete?

Und dann, wenn Joseph Erkners Ruhm die Welt erfüllte, würde man dann noch die Köpfe über die Baronin Elsholz schütteln, die sich ihm fürs Leben zu eigen gegeben? Sie schrak zusammen. Erkner kniete wieder vor ihr und schaute ihr von unten auf in die gesenkten Augen.

„Du bist so still, Trautchen, Du hast mir noch gar nit gesagt, ob Du mich auch lieb hast, ein wenig, ein klein wenig nur, und ob Du mein Weib werden willst.“

Sie stand langsam, wie erwachend, auf.

„Morgen,“ sagte sie leise, „nun wollen wir heimgehen.“

Schweigend gingen sie nebeneinander her, Erkners Augen hingen fest an ihrem Gesicht. Nur einmal ließ er wie trunken den Blick zum Himmel, an dem schon Stern um Stern erglänzte, und von dort zu den bewaldeten Bergen schweifen, und beide Arme weit ausbreitend sang er, seine herrliche melodische Stimme dämpfend, in den schweigenden Abend hinein: „Ihr Bäume des Waldes, daß ihr's mir wißt, ich habe Schön-Rottrauts Mund geküßt. Schweig' stille, mein Herze.“

Vor dem Hause, das sie beide beherbergte, reichte seine Begleiterin ihm die Hand.

„Gute Nacht,“ sagte sie leise, „ich bin müde und gehe auf mein Zimmer.“

„Gute Nacht,“ gab er ebenso zurück. „Gott und die heilige Jungfrau behüte Dich! Auf morgen, Trautchen!“

„Auf morgen,“ sagte die Baronin Elsholz vor sich hin, als sie Hut und Jacke abgelegt und sich müde in die Sophaecke gedrückt hatte.

Gab es denn wirklich für dieses Heute ein Morgen? Würde der Traum, den sie soeben geträumt, wirklich dem nüchternen Tageslicht standhalten? Sie schloß die Augen und hörte wieder Joseph Erkners klangvolle, vor Zärtlichkeit bebende Stimme.

„Er liebt mich,“ sagte sie leise, „die andern lieben nur mein Geld.“

Und doch — und doch! — Sie öffnete die Augen und ließ sie mit hilflosem Ausdruck durch das Zimmer irren. Dabei wahrte sie auf dem Tische ein weißes Kuvert, das sich im Halbdunkel des Zimmers grell von der dunklen Tischdecke abhob. Sie zündete die Lampe an und erbrach den Brief des alten Tantchens, da oben in Ostpreußen, der einzigen Person, die wußte, wer sich unter dem Namen Gertrud Werner verbarg und direkt an diese Adresse schrieb.

Zur Verwunderung Gertruds enthielt der Brief noch einen anderen, von einer ihr fremden Hand an Frau Baronin von Elsholz auf Schloß Elsholz adressiert. Sie erbrach auch diesen und überflog seinen Inhalt.

„Gnädige Frau“ — so lautete er — „oder wenn Sie mir die Anrede nicht verwehren: Geliebte, einzig geliebte Gertrud! Nun ist das Siegel von meinen Lippen gelöst, nun darf ich sprechen. Ueberrascht es Sie, Gertrud, wenn ich Ihnen heute sage, daß ich Sie liebe, und daß es mich unfägliche Ueberwindung gekostet hat, Ihnen diese meine Liebe nicht früher zu gestehen? Oder sahen Sie mit Ihren klugen, schönen Augen längst, wie es um mich stand,

welch heißes Herz hinter er fühlen Reserbe, mit welcher ich Ihnen begegnete, loderte? Ja glaubte ich es! Ich bin manchmal Ihrem fragenden Blick begegnet und hatte dann die ganze Selbstbeherrschung des Mannes und des Soldaten nötig, um Sie nicht in meine Arme zu nehmen und zu sprechen: „Ja, Du hast recht gesehen, Du süßes geliebtes Weib, ich liebe Dich!“ Aber ich durfte so nicht sprechen, ich durfe es nicht, Gertrud, wenn ich nicht meine Selbstachtung dabei mit n den Kauf geben wollte. Ich war unbemittelt, eine alte Mutter und eine kränkliche Schwester sind daheim, die in mir ihre Stütze sehen, und ich war zu stolz, um Geld von einer Frau anzunehmen, selbst wenn diese Frau die geliebteste, die meine ist. Darum schwieg ich, Gertrud, darum hielt ich mich Ihnen fern. Ihr seit dem gestrigen Tage hat mein Leben eine andere Wendung genommen. Ein alter reicher Verwandter unserer Familie, ein Edelkling, den ich wenig gekannt habe, ist gestorben und hat mir, gerade mir, der ich mich, entgegen der anderen Verwandtschaft, nie um seine Gunst bemühte, sein ganzes großes Vermögen hinterlassen. Nun sind Mutter und Schwester geborgen, und ich darf nun und frei zu Ihnen treten und sprechen: Ich liebe Sie, Gertrud, liebe Sie nicht Ihres Reichthums wegen, sondern um Ihres eignen, liebreizenden Daseins willen, und ich frage Sie: wollen Sie mein sein fürs Leben, mein geliebtes, über alles geliebtes Weib? Da ich Ihre derzeitige Adresse nicht weiß, sende ich diesen Brief auf Ihre Besikung nach Ostpreußen und hoffe, er kommt sicher in Ihre Hände. In Ihre lieben Hände, in die ich jetzt mein Herz lege, meinvolles, Ihnen mit jeder Faser gehöriges Herz. Es hat Ihrer Antwort

Ihr treu ergebener
Curt von Brauer.“

Gertrud hatte temlos den Brief zu Ende gelesen, nun drückte sie ihn an Herz, sank am Tisch in die Knie und schluchzte: „Danke, Dank, mein Gott, das kam zu rechten Zeit.“

Am nächsten Morgen, als sich Joseph Erkner, später wie sonst, — er hatte in seiner Glückseligkeit erst gegen morgen Schlaf gefunden — anleidete, fiel sein Blick auf ein zummingefaltetes Blatt Papp, das auf dem Fußboden unweit der Thür lag und augerheinlich durch einen Spalt urtherhalb derselben eingeschoben war. Verwundert hob er es auf, taumelte aber totentleich zurück, als er die wenigen darauf befindlichen Zeilen gelesen.

„Lieber Herr Erkner,“ stand dort in schlüchtige, feinen Zügen, „wenn Sie die Zeilen lesen, bin ich bereits auf der Heimreise, die ich, einer dringenden Botschaft zufolge, nun früher antreten muß, wie ich geplant. Lassen Sie sich nun schriftlich Lebewohl sagen, und vielen Dank für die guten und schönen Stunden, die ich gemeinsam mit Ihnen verlebte. Und seien Sie nicht traurig, lieber Herr Erkner, daß dies ein Abschied fürs Leben ist. Sie sind noch jung, das ganze volle Leben liegt vor Ihnen und bringt Ihnen hoffentlich reichen Ersatz für den Traum der letzten acht Tage, denuun für immer zerflossen ist. Und ich bitte: zürnen Sie mir nicht! Wenn ich irgend welche Schuld auf mich geladen, büße ich sie jetzt in dem Gedanken, Ihnen Schmerz bereitet zu haben.“

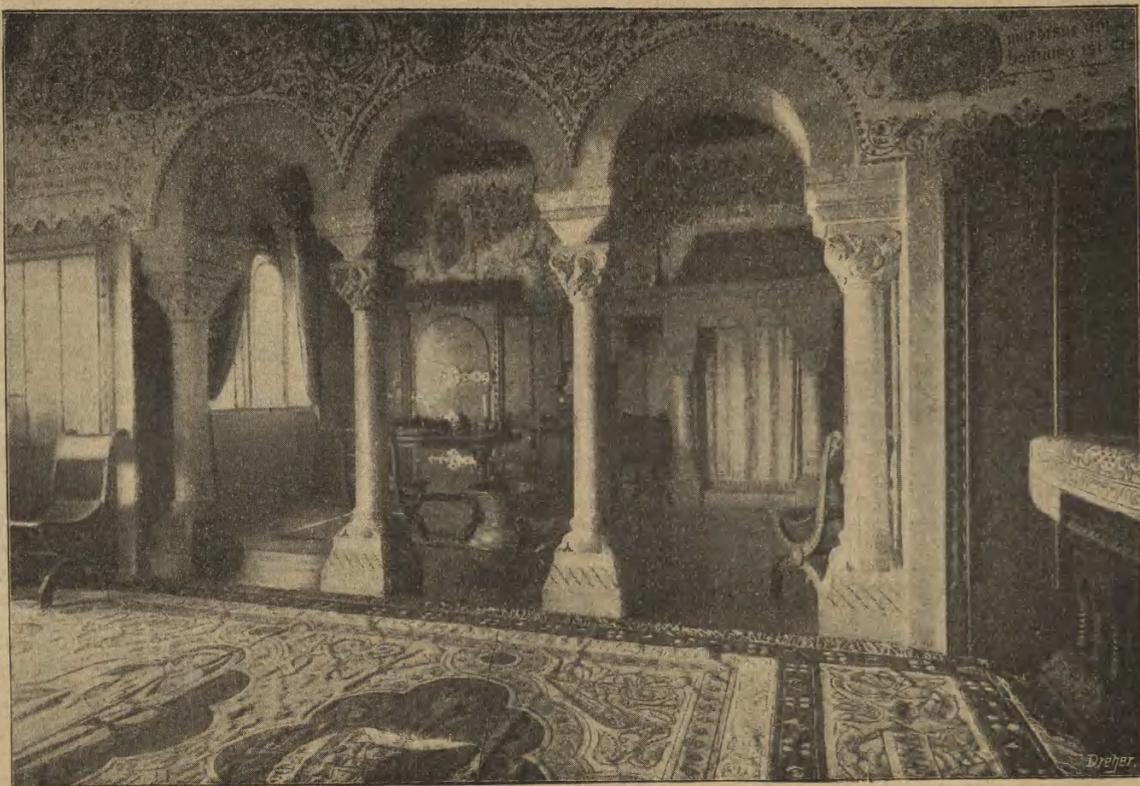
Mit den herzlichsten Wünschen für Ihr ferneres Leben
Ihre Freundin
Gertrud Werner.“

Ein paar Minuten stand Erkner regungslos, das Papier in der kraftlos herabhängenden Hand, mitten im Zimmer, mit den weit geöffneten Augen ins Leere starrend. Plötzlich aber schaute er wie erwachend im sich, schrie laut auf: „Maria und Joseph! — Trautchen! Das Trautchen ist fort!“ warf sich vor seinem Bett auf die Knie und schluchzte, den dunklen Kopf in die Kissen wühlend, daß sein starker junger Körper erbebte, wie ein von Sturm geschüttelter Baum.

So sah ihn auch mit ihres Geistes Augen die junge Frau, die um dieselbe Zeit, unter dem Zeltdach des Dampfers „Doreley“ fahend, den Rhein hinunterfuhr. Aber, obgleich sich ihre Augen dabei mit Thränen füllten, lächelten ihre Lippen. „Frühlingssturm“, sagte sie leise. „Er neigt den jungen Baum wohl bis zur Erde, kann ihn aber nicht brechen. Kraftvoll richtet er sich wieder auf und grünt und blühet weiter. Du wirst mich vergessen, Joseph, viel eher wie Du heute denkst, und die artige Fräulein Trina wird Dir dabei helfen. Und —“ der vergnügte Herr Kantor aus Erkners Heimatsdorf huschte ihr blitzschnell als geeignetes Werkzeug zur Ausführung einer Idee, die ihr soeben gekommen, durch den Sinn — „und den schönsten Blüthner entfendet Euch die entschwendene See als Hochzeitsgeheert in Euer Heim.“

Sinnend blickte Baronin Elsholz vor sich hin. Wenn sie erst auf ihrem alten Schloß in Ostpreußen ihr Glück gefunden, dann würde sie auch dessen im Westen gedenken, dem sie das erste Glückgefühl in ihrem Leben verdankte.

Sie schloß die Augen. Und wie in einem Traum sah sie ihr ganzes Leben in eine kurze Spanne zusammengedrängt. Aber was sie auch in früherer Zeit erfahren, Freud und Leid, alles wurde jetzt aufgewogen durch das Glück, was in den letzten Tagen sich eingestellt hatte. Ihr heißester Wunsch, ihr einziges Sehnen war gestillt: sie wurde um ihrer selbst willen geliebt und zwar von edlen, guten Menschen. Spät war das Glück gekommen, aber nun wollte sie



Wartburgsaal.

es festhalten, wollte sich ganz dem Zauber hingeben, der ihre Seele gefangen genommen.

Ein Gefühl von Zufriedenheit, wie sie es nie gekannt, zog in ihr Herz und verklärte ihr schönes Antlitz.

Auf dem Schiffe ging es jetzt lebhaft zu. An der Galtestelle kamen neue Passagiere, Landleute, Touristen. Ein auf der Hochzeitsreise befindliches Pärchen, der junge Mann erklärte seiner Frau die umliegenden Ortschaften, weckte die Baronin aus ihrem Traum.

Sie schaute staunend auf die Ufer, an denen der Dampfer vorüberglitt.

Die Berge trugen graue Nebelgewänder, in schemenhaft unklaren Umrißen hoben sich Burgen und Ruinen von ihnen ab. Nun aber brach die Sonne siegreich durch die Wolken. Sie spiegelte sich in den grünen Wogen des herrlichen Stromes und zerriß die Nebelschleier der Berge, daß ihre wundersame traumhafte Schönheit zu Tage trat.

Gertrud schaute trunkenen Blickes darauf hin.

„Wie schön ist das Leben,“ flüsterte sie, „und wie glücklich bin ich!“

— Ende. —

Die Liese.

Novellette von Jean de Moulhéas.

Autorisierte Uebersetzung von A. Heim.

[Nachdruck verboten.]

Als ich „sie“, die Liese, zum ersten mal sah, war ich ein großer, zu rasch in die Höhe geschossener Schüler. Ich war blaß und schwächlich, konnte meinen Körper nicht stramm aufrichten und wußte nicht, wo ich mit meinen überlangen Armen bleiben sollte. Lernen und wieder lernen und gebückt über den Büchern sitzen in den dumpfen Klassenräumen oder in der elterlichen Wohnung, daraus bestand mein Leben. Und so kam es denn, daß eines Tages der ermüdete Kopf nichts mehr in sich aufnehmen wollte, und der Arzt den Eltern dringend anriet, mich eine Weile aus der Schule zu nehmen und aufs Land, an die See, gleichviel wohin, nur aus der Großstadt fortzuschicken. Ich glaube, daß meine Freude bei dieser Verordnung schon den ersten Anstoß zu meiner Kräftigung gab. Meine Eltern freilich freuten sich nicht! Was sollten sie mit mir anfangen, wo mich hinschicken? Diese Frage legte sich die gute Mutter wohl zwanzig mal am Tage vor. Endlich kam ihr eine Idee: Wie wär's? Beim Vetter Pantras? Der Vetter Pantras war eigentlich gar kein „richtiger“ Vetter. Aber er war doch ein guter, freundlicher Mann, ein Original freilich, aber darum doch ein Ehrenmann.

Obgleich die Mutter Bedenken hatte mich in das Heim des alten Junggefellens zu geben, so entschloß sie sich doch, demselben zu schreiben. Die Antwort kam umgehend. In lakonischer Kürze stand da nur:

„Liebe Freundin! Schickt mir den Jungen, er ist hier gut aufgehoben und kann so lange bleiben wie er will. Herzlichen Gruß von Pantras.“

Vetter Pantras bewohnte ein altnodisches Haus, dessen Anblick mich gleich entzückte. In seiner kurzen und doch so freundlichen Art, sagte er mir am ersten Tage, den ich unter seinem Dach zubrachte: „Jungchen, Du mußt Dich ordentlich herumtreiben, auf den Wiesen, gerade wie meine jungen Fohlen es thun. Geh, laufe und thu was Du willst, Du bist hier zu Hause.“

Daß dieser Vorschlag meinen vollen Beifall hatte, bedarf wohl keiner Erwähnung, und als ich den alten Mann danken wollte, da wehrte er ab und meinte: „Ja, ja, sei faul und vergiß all den Ballast, den Du Dir in den Kopf hineingepreßt, komm mit, ich will Dir einen Platz zeigen, wo Du ganz ungehindert sein sollst, da kannst Du Dich ins Gras legen und in den blauen Himmel gucken!“

Am nächsten Morgen konnte ich es kaum erwarten, von „meinem“ Eigentum Besitz zu ergreifen. Doch kaum war ich dort angelangt, als ich ein Rascheln von Zweigen hörte. Leise, ein bißchen furchtsam, ich gestehe es, schlich ich nach der Richtung, wo sich das eigentümliche Geräusch noch immer hören ließ, und gleich darauf schrie ich zornig auf, denn ein weißes Pferd, von dem man fast nur den Kopf sah, hatte sich durch eine Lücke der Hecke gedrängt und nagte ruhig all die zarten, grünen Triebe, ja die Blumen und Blätter ab, über die ich mich so gefreut hatte. Ich versuchte das Tier fortzuschicken, aber das Pferd fraß munter weiter, und meine Gegenwart machte augenscheinlich gar keinen Eindruck auf das Tier; da riß ich eine Haselnußgerte ab und holte unmutig zu einem kräftigen Schlag aus, aber in derselben Minute klang von der anderen Seite der Hecke in voller Empörung der Ruf: „Was, die Liese schlagen!“ Undeutlich unterschied ich neben dem Pferd einen kleinen zergaunten Kopf und eine schwarze Kattunbluse, und schon war mir die Gerte aus der Hand gerissen, beschrieb einen Weg in der Luft und sauste pfeifend auf meine Wangen, während dieselbe Stimme erregt hervorrief: „So, das ist der Schlag, der die Liese treffen sollte!“

Mit geballten Fäusten wollte ich vorwärts stürzen . . . denn mich von einem Weib . . . was sage ich! einem kleinen Mädchen schlagen lassen, war doch zu demütigend . . . aber ich zerriß mir die Hände an den Dornen der Hecke . . . und als ich glücklich hindurch war . . . da war mein Gegner schon weit fort. Wie eine Kacke hatte sich das Mädchen behende auf das Pferd geschwungen und trabte eilig davon.

Ich kühlte mir das Gesicht mit Gras und schließlich ging ich ziemlich verdrossen heim, allerdings mit dem festen Vorsatz, dem alten Vetter nichts von meinem Abenteuer zu erzählen.

Mit einer Geduld, die eines Indianers würdig, legte ich mich nun auf die Lauer, um eine Feindin, denn so nannte ich sie im Stillen, abzufangen . . . aber weder sie noch „die Liese“ hatte ich wiedergesehen, als der Vetter mir mitteilte, daß er mich seinen Nachbarn vorstellen wolle. Nach den Regeln der Etiquette, die selbst auf dem Lande nicht außer acht gelassen wird, sungen wir unsere Besuche bei der alten „Baronin v. Kriakwiel“ an. Der Vetter erzählte mir auf dem Wege nach dort, daß sie außerordentlich geizig und eine böse Frau sei! Daß sie in der ganzen Nachbarschaft gefürchtet und wenig beliebt, doch von allen gleichsam als Oberhaupt betrachtet würde und sich sehr als „Aristokratin“ aufspiele. Die so schmeichelhaft geschilderte „Aristokratin“ bewohnte ein halb zerfallenes, altes Schloß: in dem großen Hof über den wir mußten, wucherte das Gras lustig zwischen den Steinen, und der Salon, in dem uns die Schloßherrin empfing, war einst gewiß sehr schön gewesen: jetzt hatten die Motten an den alten Gobelins ihre Freude, und alles und jedes zeugte davon, daß nichts zur Erhaltung des ganzen gethan wurde. Frau von Kriakwiel, ein kleines verrunzeltes Frauchen, hatte für mich nur ein kurzes Kopfneigen und unterhielt sich sofort mit dem Vetter.

Nach einigen Minuten fragte der Vetter wie es „Fräulein Linotte“ gehe. „Linotte!“ sagte Frau von Kriakwiel und hob wie abwehrend die Hände, „Linotte! ich habe keine Ahnung, wo sie ist . . . wahrscheinlich treibt sie sich wieder mit ihrem dummen Tier herum . . . das Vieh kostet unnötig Geld! . . . Linotte ist wirklich verrückt!“

Und wie heim Wolf in der Fabel, wurde in dem Augenblick die Thür aufgerissen, und ein kleines Mädchen trat ins Zimmer. „Ah! da bist Du ja,“ sagte die Baronin, „Du kommst gerade zu recht! Wir sprachen eben von Dir!“

„Nun, Fräulein Linotte,“ wandte sich der Vetter mit süchtlicher Freude an das junge Mädchen, „wie gehts und was macht die gute Liese?“

Die mit „Linotte“ Angeredete war im Begriff die Frage zu beantworten, da erstarrte ihr das Wort auf den Lippen, sie hatte mich gesehen und . . . erkannt!

Mir waren die schwarze Kattunbluse, der wirre Krauskopf und die braunen Augen, die so trotzig blickten, mir zu bekannt! Ich fragte mich angstvoll: Was wird nun passieren . . . ? Aber es passierte gar nichts. Fräulein Linotte wurde dunkelrot, wahrscheinlich so rot wie ich, stand eine Sekunde unschlüssig und dann . . . macht sie kurz fehr und war aus dem Zimmer verschwunden. Ich atmete erleichtert auf. Frau von Kriakwiel aber meinte höhnisch lachend: „So macht sie es nun immer! . . . Sowie sie ein fremdes Gesicht sieht, ist sie nicht zu halten . . . für ihre fünfzehn Jahre wirklich unglaublich!“

Dem Vetter Pantras war unsere beiderseitige Befangenheit nicht entgangen, und kaum waren wir wieder auf der Landstraße, als ich auch schon ein Kreuzverhör zu bestehen hatte: „Hör mal, Junge, willst Du mir vielleicht sagen, warum Ihr beide, Fräulein Linotte und Du, Euch angesehen habt wie ein paar Hunde, die auf einander losfahren wollen?“

Sehr kleinmütig erzählte ich meine erste Begegnung mit der Liese und ihrer Herrin. Der Vetter lachte dann und meinte mit halb mitleidigem, weichem Ton: „Ja! Wenn Du es Dir auch einfallen läßt, gegen Liese die Hand zu erheben!“

Ich war neugierig geworden, und der Vetter erzählte mir, was in der Gegend bekannt war: Fräulein Linotte von Kriakwiel war Waise. Ihre Mutter hatte sie nie gekannt, der Vater war als Offizier vor einem Jahr in Afrika geblieben. Das Kind hatte den Vater leidenschaftlich geliebt, und nun war ihm sein Pferd, die Liese, wie ein Vermächtnis erschienen . . . einen wahren Kultus trieb das arme Kind mit dem Tier.

Als einzige entfernte Verwandte war die alte Baronin von Kriakwiel wohl gezwungen gewesen, sich der Waise anzunehmen und hatte auch das Pferd mit in den Kauf nehmen müssen . . . feilich in der Annahme, den vierfüßigen, höchst unwillkommenen Gast bald wieder aus dem Haus zu entfernen. Doch da hatte sich ein heißer Kampf zwischen der alten Frau und dem Kind entsponnen, aus dem das Kind als Siegerin hervorgegangen war: Liese blieb, wo Linotte gezwungen war zu bleiben.

„Und nun, da Du auch den Zusammenhang kennst, sieh zu, daß Du Dich mit der Liese wieder verführst.“

Ich blieb dem Vetter die Antwort schuldig, aber die Geschichte der armen Waise und ihrer rührenden Anhänglichkeit an das Pferd ging mir nahe. Wieder paßte ich mehrere Tage wie ein Jäger auf das Wild, aber jetzt in anderer Absicht, ohne daß ich die Liese zu Gesicht bekam . . . aber meine Ausdauer sollte schließlich doch belohnt werden, die Liese kam zu ihrem Lieblingsplatz „meinem Reich“ zurück, und behutsam schlich ich näher, während ich aus meinen Taschen Brot und Mohrrüben hervorholte, die ich in der Absicht einer Begegnung mitgenommen hatte.

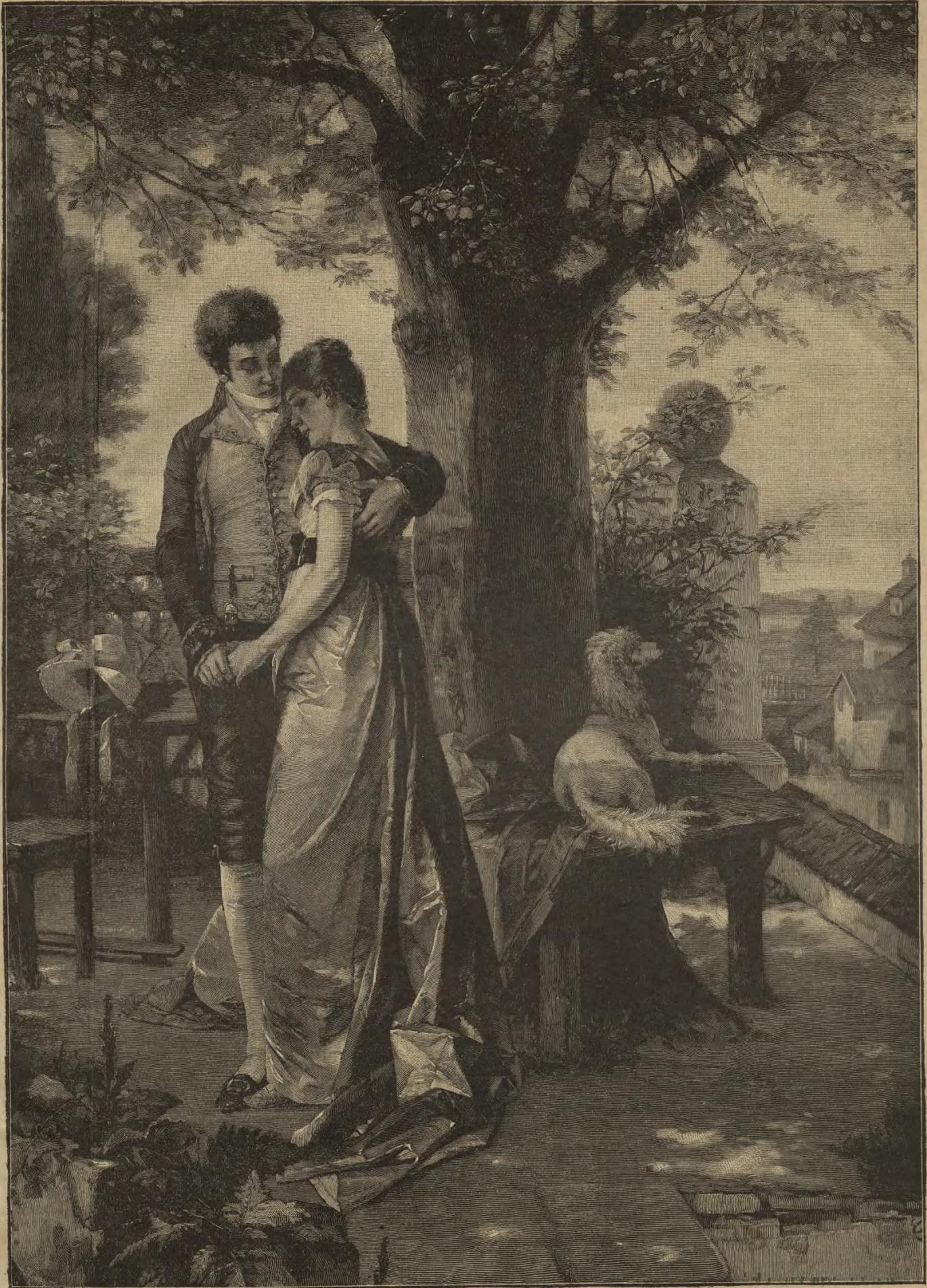
So bewaffnet, trat ich dicht an die Liese heran, und die mußte auch wohl nicht nachtragend sein, denn sie nahm ohne Besinnen meine dargebundene Spende. Mutig geworden fing ich an im Tier Rosenamen zu geben, während Brot und Mohrrüben mit Saelligkeit zwischen den Zähnen der Liese zermalmt wurden. Da plötzlich tauchte ein blonder zergauntes Kopf neben uns auf.

Linotte war es, die herbeigeeilt kam, um ihre liebe Liese zu verteidigen. Der unerwartete Anblick ließ ihr ein Ingedehntes „Ah!“ ent schlüpfen, dann lächelte sie: Welch allerliebste Äheln das war! Ich hatte meine Milche abgenommen und stotterte sehr verlegen: „Fräulein Linotte . . . es thut mir so leid . . . wenn ich gewußt hätte . . . aber nun weiß ich es . . . die Liese braucht sich nicht vor mir zu fürchten . . . ich weiß . . .“

„. . . Sie wissen, daß ich nur die gute Liese auf der ganzen Welt mein nenne,“ fiel sie mir ins Wort, „und nicht wahr? Sie wollen mich nicht kränken . . . ich danke Ihnen . . .“

Das zarte, kleine Gesichtchen zuckte wie in erhaltenem Gram über all die Kränkungen, die sie schon der Liese wegen erduldet, doch dann kam das freundliche, halb wehmütige Lächeln wieder, und ganz vertraulich plauderte sie: „Ach, wenn Sie nur wüßten, wie ug die Liese ist! Nur mit ihr kann ich von Papa sprechen! Wenn ich seinen Namen nenne, dann wiehert sie . . . Oh! ich würde sterben wenn man der Liese etwas zu Leide thäte! . . . Denken Sie doch ir? . . . Wer sollte mich denn lieb haben, wenn ich die Liese nicht mehr hätte? . . . dabei hatte sich das blonde Köpfchen immer tiefer und tiefer uf das weiße Fell des Tieres gebeugt, und nun schluchzte Linotte so, daß der kleine Körper ordentlich bebte. Mir großem Jungen traten bei diesem Kummer auch fast die Thränen in die Augen, aber ich war ja ein Mann, durfte nicht weinen, und so nahm ich denn die kleinen, braunen Händchen zwischen die meinen, und ohne recht zu wissen, was ich brach sagte ich: „Ach, Fräulein Linotte, ich will Sie lieb haben, wenn Sie wollen!“

Und ich habe Wort gehalten. Ich habe sie geliebt, das holde Wesen, mit der ganzen Kraft meiner Seele, von ganzem Herzen. Das Leben hatte uns zusammengeführt, zur Zeit, da ich im Begriff, die Kinderschuhe auszutreten und nur der Tod hat uns . . . vorläufig . . . getrennt. Jahr für Jahr erlebte ich meine Ferien beim Vetter Pantras in der Nähe von Linotte, der ich mich zu eigen gegeben hatte. Aus dem Knaben wurde ein Mann, und der Mann hatte noch manches Hindernis zu überwinden, bevor er an die Hochzeit denken konnte. Die alte Baronin starb schließlich, und der liebe Vetter starb auch, und in seinem alten hübschen Haus konnte ich „mein Weib“ an den eigenen Herd führen. Daß die Liese es bei uns gut hatte, bedarf wohl keiner Erwähnung . . . sie gehörte ja zu unserem Glück! Als sie starb, war es gerade, als wenn ein Stückchen von unserer Jugend zu Grabe getragen würde.



Ein Geständnis. Von Carl Herpfer. (Photographieverlag der Photographischen Union in München.)

Heidetraum.

Novellette von Max Wundtke.

[Nachdruck verboten.]

Es mußte schon schlimm kommen, wenn der lustige Hans von Gussow einmal den Kopf hängen lassen sollte, und jetzt ließ er ihn hängen, wie er es noch niemals in seinen fünfundsiebenzig Jahren fertiggebracht hatte. Es war also schlimm gekommen, und zwar gleich so schlimm, daß er sein ganzes Leben lang daran zu tragen haben würde . . . Das hübsche, intelligente, offene Gesicht mit dem blonden Schnurrbart und den warmtönigen, großen, braunen Augen wandte sich weder rechts noch links. Die schlanken, harzduftenden Tannen neben ihm, der kristallklare Himmel mit den blendendweißen Wolkenstreifen über ihm und das wunderbar stimmungsvolle Panorama vor ihm . . . alles das existierte nicht für ihn. In Sinnen verloren stand er an einem Baum gelehnt. Traumfeste Sommernachtsstunde rings umher! Trüb' flog sein Blick in die Ferne. Driben, nur noch drei viertel Meilen Weges, lag das väterliche Gut. Wie schwer ihm der Weg heut wurde. Heut kehrte er nicht mit leichtem Sinn und fröhlichem Künstlerherzen in die Heimat zurück, wie er es sonst gethan. Heut war seine Heimkehr gleichbedeutend mit Enttäuung von seinen stolzen Träumen und von einer glänzenden, ehrenreichen, schaffensfrohen Zukunft. Das alles, an dem seine junge von der Kunst begeisterte Seele mit glühender Liebe hing, sollte er heut für alle Zeit begraben. Waren die väterlichen Zuschüsse bisher auch farg genug gewesen, — es focht ihn nicht an. Manche Anerkennung hatte der junge Maler schon erungen, aber noch immer blieb der klingende Erfolg aus, der bei dem Vater allein das Unterfangen des Sohnes rechtfertigen konnte und dessen er so sehr bedurfte. Seine zwei Schwestern waren heran-gewachsen, die Mutter wurde kränklich . . . Hans hatte zuletzt schon auf seinen Zuschuß verzichtet; jetzt aber stand er vor dem Moment, da das Leben größere Opfer von ihm forderte. Der Vater hatte ihm mitgeteilt, daß das Gut überverschuldet sei und daß der Hauptgläubiger, ein benachbarter Grundbesitzer, das Zeitliche gesegnet habe. Der plötzliche Tod des Besitzers hatte zur Folge, daß die Hypothekensummen sämtlich fällig wurden; eine Respektfrist von sechs Monaten, das war alles, was Herrn von Gussow noch von seinem völligen Zusammenbruch trennte; denn darüber konnte sich niemand einer Illusion hingeben: Der Ablauf der Hypotheken, bedeutete in dürren Worten die Substantiation des Gutes. Laut testamentarischer Bestimmung sollten aber die Schuldsummen unkündbar auf dem Gute stehen bleiben, falls eine Ehe zwischen Hans v. Gussow und der Tochter des Verbliebenen zu Stande käme.

Anna, so hieß die Erbin der Hypotheken, war es wohl zufriednen, dem Hans zum Altar zu folgen; aber desto weniger Bereitwilligkeit zeigte der junge Künstler. Anna war eine gute Wirtschaftlerin und eine nüchterne Natur von bravem Herzen, aber engen Horizont. Er liebte sie nicht, und doch hatte ihm sein Vater auseinandergesetzt, daß ihm gar keine andere Wahl bliebe als diese Ehe, wenn er seiner Pflichten gegen das angestammte Gut und gegen seine Familie eingedenk sei. Das war deutlich. Aber schließlich, wenn er sich wohl überlegte . . . mußte er seinem Vater nicht recht geben? Ja, wenn es sich um ihn allein gehandelt hätte! So aber . . . ein alter Vater, eine franke Mutter, zwei verwöhnte, unversorgte Schwestern . . . sie sollten die seit Generationen ihnen zugehörige Scholle verlassen, arm ins Elend hinausziehen, während er nur an sich dachte? Nein, bisher hatte er vom Leben gefordert, jetzt trat die Pflicht des Lebens an ihn heran. Den Sammetrock des Malers hieß es ausziehen und mit ihm alle die Träume von künstlerischem Schaffen, von Ruhm, Glück und Liebe! Wie ein Pflüger zwischen den Furchen in langsamem Fortgang, in das noch einer ungewollten Ehe gespannt, in ungeliebter Arbeit und sich aufreibend in kleinen Verhältnissen und kleinsten Sorgen . . . das war seine Zukunft! Wahrlich Ursache genug, so ernst dreinzuschauen!

Aber das Kopfhängen besserte die Sache auch nicht. Hans von Gussow schien die Sorgen mit einer ruckartigen Bewegung abzuschütteln zu wollen und schritt rüstig weiter. Plötzlich blieb er stehen. O, das war ein Bild, das sich ihm bot! Sonnenüberstrahlt lag die Heide da. Das flimmerte ordentlich, in der Luft. Träge hing das Laub, regungslos standen die Tannen. Sogar die blendenden Wolkenstreifen am Himmel schienen das Wandern vergessen zu haben und eingeschlafen zu sein. Ein feines Schwirren und Summen zog über das blühende Heidkraut, ein seltsames, märchenhaftes Klingen. Eine Eidechse lag wenige Schritte vor ihm auf dem Boden und ließ sich die Sonne auf das zierliche Schuppenkleid brennen. Ihr war so wohl, daß sie garnicht daran dachte, ihre Behaglichkeit zu unterbrechen. Ganz in der Ferne war ein Gleichen und Glasten, daß man nicht hineinsehen konnte. Es rührte von dem Fluß her, in dessen Wellen die eitle Sonne sich spiegelte. Auf dem Hügel links streckten sich träge ein paar satte Rinder; die Bewegungen, die sie mit dem Schweif machten, um ihre geslügelten Feindiger zu verjagen, verrietten allein, daß sie Leben besaßen.

Aber das Köstlichste bot sich Hansens entzücktem Auge gleich rechter Hand, hinter niedrigem Gebüsch. Inmitten prächtig wuchernder wilder Rosen, untermengt mit den anmutigen Ackerstiefmütterchen, saß ein junges, blondhaariges Mädchen vor einer Staffelei. Sie schlief! Ihr Rücken war gegen den Stamm einer mächtigen Ulme gelehnt, den Kohlestift hielt sie noch in der herabgesunkenen Rechten. Ein Maler-Skizzenbuch war von ihrem Schoße gegelitten und lag nun aufgeschlagen zu ihren Füßen. Ein köstliches Bild! Die blonden, schweren Flechten hatten sich gelöst und das teilweise entfesselte Haar schmiegte sich um einen prächtig geformten Nacken und um die wundervoll modellierte Biste, welche von der duftigen weißen, ausgeschrittenen Bluse mit der kostbaren Spizeneinfähen teils verhüllt, teils verraten wurde. Der Kopf war hintenüber gebeugt und zeigte ein süßes, rosiges Gesichtchen, auf dessen Stirn kleine Schweißperlen standen. Unter dem feinen Naschen waren die kirschroten Lippen leicht geöffnet, und an den tiefen, regelmäßigen Atemzügen merkte Hans, wie fest ihr Schlaf war.

Hans von Gussow sah sich um. War das nicht Leichtsin . . . so ganz allein . . .? Aber nicht doch! Zwanzig Schritt weiter, am Rande der Kiefernhecke, lag ein älterer Mann mit glattem, rotem Gesicht und in Livree, die großen behandschulten Hände über den Bauch gefaltet, schweigend und schnarhend. Es war die komische Parodie auf dies erste Bild voll köstlichster Poesie. Hansens Augen konnten sich nicht satt sehen daran.

Unbeweglich und würdevoll stand die alt Ulme, als müßte sie wohl, welch kostbares Gut sich ihrem Schutz anvertraut hatte. Ein dreister Spaz hatte sich auf den oberen Rand der Staffelei niedergelassen und guckte neugierig, den lustigen Kopf bald links, bald rechts neigend, der Schläferin ins Antlitz.

Mit frommer Scheu und reinem Entzücken ließ Hans von Gussow den Zauber dieses Anblicks auf sich wirken. Auf einmal durchzuckte ihn der Gedanke: Das malen! Um ein zweiter, übermütiger Gedanke packte ihn wie ein Wirbel. Eine lange zu überlegen ging er an die Ausführung.

Er schlich leise hinzu, hob das Skizzenbuch der Schläferin von der Erde auf und entwarf mit flüchtigen, aber sicheren Bleistrichen das ganze Gemälde, das sich ihm bot, auf das erste freie Blatt. Dann schrieb er in einer Ecke des köstlichen Entwurfs, den er mit dem Wort „Heidetraum“ kennzeichnete, folgenden Vers:

„Und stahl ich Dir Dein Konterei,
Indes ich Deinen Schlummer malte —
Dem Frevler, Golde, doch verzih,
Der seine kühne Räuberei
Mit seines Herzens Frieden zölte.“

Es war die höchste Zeit. Der Diener im Hintergrunde machte verdächtige Bewegungen, die das baldige Erwachen des Löwen erraten ließen. Noch einen letzten traumfester Blick auf das Gesicht der Schläferin, dann kam die Erkenntnis einer Lage wieder über ihn, und Hans von Gussow schritt seine Straße fürbaß, mit klopfendem Herzen, sobald er an sein letztes Absteuer dachte.

Fünf Monate trennten ihn noch von der bitteren Entscheidung, die sich in sein Leben drängte. Diese Zeit genachte er noch auszunützen. Möglich, daß es ihm, mit der Skizze dieses Bildes im Kopf gelang, dem Schicksal seine Gunst abzutragen.

* * *

Auf der nächsten Kunstausstellung der Residenz erregte ein Gemälde von Hans von Gussow, „Heidetraum“ die Aufmerksamkeit der Besucher und der Kritik. Hans hatte damit wirklich einen Treffer gemacht. Man wußte nicht, sollte man mehr entzückt sein über den köstlichen Humor und die feine Stimmung des Bildes, oder sollte man mehr die treffliche Zeichnung, die bewunderungswürdige Farbwiedergabe der sonnenüberstrahlten Heide anerkennen. Aber was dem Maler für jetzt die Hauptsache war — das Bild, das den ersten Preis erhalten hatte, vorteilhaft zu verkaufen, um so die Hoffnung zu gewinnen, auch ohne die ungem. geschlossene Heirat seiner Familie den Stammsitz zu erhalten, verwirklichte sich nicht.

Eines Tages, wie er durch das Vestibul der Ausstellungshalle schreitet, fällt ihm eine Livree auf, in welcher ein bartloses rotes Gesicht mit komischer Gravität auf und abschreitet, als erwarte sie jemand. Er erkennt ihn wieder . . . ein freudige Schreck durchzuckte den Maler! Sie . . . vielleicht ist „sie“ in der Nähe, die ihm bisher jede Stunde, ja, jede Minute gegenwärtig gewesen.

Und richtig! Da steht sie vor seinem Bilde, und sieht sich selber schlafend, und im Hintergrunde den aufmerkamen Diener! Er tritt an ihre Seite und schaut sie an. Wie süß sie ist! Ein wenig Trotz scheinen diese frischen Lippen zu verkünden, aber doch liegt eine unbeschreibliche Zartheit in diesem Gesicht, das ihm jetzt, da er's wachend sieht, noch viel liebenswerter erscheint.

Hans von Gussow spürt, wie ihr Blick forschend auf ihn gerichtet ist. Andere kommen herzu. Man wird aufmerksam; die Ähnlichkeit zwischen der Dame und der Schläferin auf dem Bilde ist unverkennbar. Sie reißt sich los und geht weiter, wie es scheint, sehr ungerne. Hans von Gussow bleibt hart an ihrer Seite und summt über die glücklichste Gesprächsanknüpfung nach. Da sagt sie mit heller, klingender Stimme: „Der Maler ist wohl sehr berühmt?“

„Berühmt? O nein!“ Er lächelte. „Er ist sogar recht unbekannt. Gefällt Ihnen das Bild?“

„O, sehr! Ich möchte den Künstler wohl kennen lernen!“

„Wirklich, mein Fräulein? Wie glücklich macht mich dieser Wunsch.“

„Ah, Sie sind . . . Herr . . . Hans . . . von Gussow?“

Sie wurde ein wenig rot.

„Und wenn ich nun ja sagte, und Sie hätten den Frevler, der sich damals in Ihre Nähe schlich, vor sich . . . würden Sie ihm Ihre Verzeihung gewähren?“

„Um dieses Bildes willen . . . ja! Es ist wirklich ein schönes Bild!“

„O, Dank, mein Fräulein!“

„Nein, nein! Nicht danken! Ich habe eine Bedingung daran-zuknüpfen. Wenn Sie mir Ihr Bild verkaufen!“

„Sie wollten . . .“

„Das heißt, mein Vater. Der Preis kann keine Rolle spielen. Sie werden begreifen, daß mein Vater sich freuen würde, das Bild sein eigen nennen zu können. Würden Sie das thun?“

„Und ob ichs thun würde, mein Fräulein! Es ist ja mein sehnlichster Wunsch!“

Sie sah ihn überrascht an.

„Es lag Ihnen so viel daran?“

Jetzt wurde er rot.

„Lassen Sie mich ehrlich sprechen, mein Fräulein. Gern, ach, wie gern hätte ich das Bild immer in meinem Besitze gewünscht, glauben Sie es mir. Aber die Verhältnisse sind stärker. Dieses Bild ist meine letzte Hoffnung gewesen, gleichsam mein Rettungsanker . . . o, es ist eine harte Geschichte! Ich würde Sie Ihnen erzählen, wenn Sie die Geschichte eines Fremden nicht langweilen würde.“

„O, ich freue mich, Herr von Gussow, daß Sie Vertrauen zu mir haben. Eigentlich sind wir uns doch gar nicht mehr fremd, nicht wahr? Und daß Sie meinen Namen nicht wissen, das kann ja geändert werden. Ich heiße Maud, Maud Sparkins, von Amerika drüben; aber meine Mutter war eine Deutsche. Wir bleiben jetzt in Deutschland. So, und wenn Sie mir vertrauen, dann erzählen Sie. Ich freue mich ja so, daß Sie . . . aber bitte, erzählen Sie!“

Und Hans von Gussow erzählte ihr alles haarklein.

Sie waren unterdessen in den Park hinausgetreten.

„O,“ sagte sie und sah ihn recht warmherzig mit ihren großen, tiefblauen Augen an; „das ist eine sehr trübe Geschichte. Und so sollen Sie nun der Kunst den Rücken kehren und nie mehr solche hübschen Bilder malen? Das ist ja gar nicht möglich; das darf doch nicht sein! Sehen Sie, so geht's in der Welt! Ich quäle mich ab, um mal ein Bild zustande zu bringen, mit dem ich selber zufrieden wäre, doch es gelingt nicht; aber ich habe Geld genug. Sie dagegen sind ein armer Teufel — o bitte, nicht böse sein! — und haben soviel Genie, daß man ein Duzend solche Talente daraus machen könnte, wie ich eins sein möchte.“

Beide schritten sinnend neben einander her. Dabei war es komisch zu sehen, wie jedes seine Blicke verstohlen auf das andere richtete, wenn es sich unbeachtet glaubte.

„Was könnte man da nur thun?“ begann sie nach einer Pause. „Ich könnte Ihnen ja helfen, aber Sie sind stolz; Sie werden es nicht annehmen! O, reden Sie nicht, ich sage ja auch gar nichts! Ich will Sie nicht beschämen. Aber es giebt noch etwas . . .“

Mit schmerzlichem Lächeln sah er sie an.

„Sehen Sie mal, Herr Hans von Gussow, als Sie das Bild schufen, . . . haben Sie da nicht recht oft an . . . mich gedacht? Und sich vielleicht so was recht hübsches dabei ausgemalt . . .? Ihre Verse wenigstens deuten darauf hin.“

In dem Impulse eines aufwallenden Gefühls griff er nach ihrer Hand und rief: „Fräulein Maud, um Gotteswillen! Wollen Sie mich quälen?“

Ein inniges Lächeln der Zufriedenheit flog über ihr Gesicht.

„Sehen Sie! Und ich will Ihnen dafür auch ein Geständnis machen: Die ganze Zeit hab ich an Sie gedacht und mir Ihre äußere Erscheinung und Ihr Wesen ausgemalt, so daß ich zuletzt von Ihnen geträumt habe . . .“

„Und nun, da Sie mich sehen? . . . O mein Fräulein, wie grausam sind Sie!“

„Aber nicht doch! Gerade so hab ich mir Sie gedacht! So sollten Sie sein!“

„Sie treiben Ihr Spiel mit mir, Fräulein Maud!“

„Das wäre sehr herzlos. Nein, ich meine es ernst . . .“

„Maud!“

„Aber da darf ich wohl auch Hans sagen?“

Sie faßte seine Hand und lachte ihn mit ihren herzigen Schelmenaugen an.

„Maud! Einzige! Soll es denn wirklich wahr sein? Du liebst mich?“ Thränen des Glückes standen in seinen Augen. Es war zu plötzlich gekommen.

„Ja, Hans! Warum soll ichs Dir verbergen, da ich doch wußte, wie Du mich liebst!“

Eine Weile überließen sie sich ganz der Wonne des Augenblicks.

Dann warf Hans plötzlich besorgt dazwischen: „Aber Deine Eltern, Maud?“

Sie lachte belustigt auf.

„Sprich nur getrost mit Papa! Bei uns drüben hat die Tochter zu entscheiden. Aber um die Einwilligung meines Dieners Sam mußt Du Dich ernstlich bemühen. Die treue Seele ist nicht gut auf Dich zu sprechen. Sam behauptet nämlich, das Bild wäre eine Verleumdung für ihn; er habe nicht geschlafen.“

Beide lachten. Da kam Sam in seiner steifen Würde heranzustolziert und schaute verwundert auf den ihm fremden Herrn.

Maud winkte ihm näher.

„Dieser Herr ist der Künstler, der das Bild „Seidetraum“ gemalt hat,“ sagte sie lustig.

Sam schaute den Maler ernst von oben bis unten an, verbeugte sich und sagte: „Aber ich habe nicht geschlafen, mein Herr! Das Bild ist nicht richtig!“

Maud brach in ein lautes Gelächter aus.

„In Zukunft, Sam, darfst Du den Herrn nicht mehr so gemessen behandeln; denn er wird in Zukunft auch Dein Herr sein, wenn Du bei mir bleiben willst.“

Sam riß die Augen auf. Dann flog ein verständnisvolles Leuchten über sein würdiges Gesicht. Er verbeugte sich noch einmal, aber noch tiefer und erklärte: „Sehr wohl! Der alte Sam wird immer seine Schuldigkeit thun. Aber . . . mein gnädiger Herr . . . geschlafen hab' ich nicht!“

„Gätt' ich sonst Dich wohl gefunden?“ raunte Hans lachend seiner Braut ins Ohr.

✻ Allerlei. ✻

Friedrich Wilhelm IV. und der russische Dichter Schukowski. Eine russische Monatschrift veröffentlicht einige interessante Stücke aus dem Briefwechsel dieses Dichters, darunter ein denkwürdiges Schreiben, das König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, der als Kronprinz 1820 und 1821 in Berlin intim mit dem Dichter verkehrt hatte, an diesen kurz nach der Thronbesteigung (21. Juli 1840) gerichtet hat. „Teurer und lieber Freund! Dieser Brief verfolgt zwei Zwecke, die schlecht zu einander passen, aber die wenigen freien Augenblicke, über die ich verfüge, zwingen mich, in einen Haufen zu werfen, was gar nicht zusammengehört. Vor allen Dingen möchte ich Sie mit beiden Händen umarmen und Ihnen herzlichsten Dank ausdrücken für den im Stille und im Gedankengang so schönen Brief, den Sie mir, teurer Freund, geschrieben haben. „Ich habe den Brief mit stürzenden Thränen gelesen“ (deutsch im Text). Ihr edles Herz, Ihre schöne Seele spiegelt sich in Ihrem Briefe vollkommen wieder. Von allen den Worten zu Ehren meines vielgeliebten Vaters und Königs, die ich in dieser Zeit gelesen, sind Ihre Worte unvergleichlich die schönsten und würdigsten; das sind eben Worte eines wahren Dichters, d. h. eines Mannes, der nicht den Einflüssen seiner Verdauungsorgane (verzeihen Sie mir den trivialen aber wahren Ausdruck) unterliegt, sondern den Eingebungen göttlichen Geistes folgt. Die zweite Absicht, die diesem meinem Briefe zu Grunde liegt, ist ganz konventionell, und der Dichter-Prophet dürfte sich mit Recht darüber ärgern, daß er mit

dem Haufen der Höflinge vermengt wird, wenn sein Herz ihm nicht die Freundeshand durchfühlen ließe! Mit einem Worte, teurer Schukowski, ich verleihe Ihnen den Stern des Roten Adlerordens 2. Klasse. Nach den vom König festgesetzten Statuten des Ordens muß jeder Ordensritter die einzelnen Stufen in der bestimmten Reihenfolge beschreiten. Treten Sie daher, teurer Freund, mit leichtem Herzen auf die Uebergangsstufe. Nach erfüllter Pflicht umarme ich Sie noch einmal, in der süßen Hoffnung, daß ich Sie oft wiedersehen werde, und daß Sie infolge der Freundschaft, die Sie mir widmen, nicht zu erröten brauchen. Vale. Friedrich Wilhelm.“

✻ Unsere Bilder. ✻

Ein Geständnis.

So halt' ich endlich Dich umfassen,
In süßes Schweigen starb das Wort,
Und meine trunkenen Blicke hangen
An Deinen Lippen fort und fort.
Was nur das Glück vermag zu geben,
In sel'ger Fülle ist es mein:
Ich habe Dich, geliebtes Leben,
Was braucht es mehr, als Dich allein?

Die Wartburg, einst die Residenz der Thüringer Landgrafen, von denen der künftige Hermann I. sie durch seinen Sängerkrieg berühmt machte, in welchem die bedeutendsten Sänger jener Zeit um die Siegespalme stritten, wird auch jetzt noch zeitweise vom Großherzog von Weimar benützt, sie birgt in ihrem Innern neben den zahlreichen historischen Sehenswürdigkeiten architektonische Kunstwerke von großem Wert. Sie besteht aus der Vorburg und den Räumen der Haupt- oder Hofburg. Zur ersteren gehört das Ritterhaus mit seinen Wachtürmen und den Wohnräumen der fremden Ritter, von denen die Luthersube noch unverändert erhalten wird. In der Hofburg steht vor allem das großartige Landgrafenhaus, an welches sich dann die Kemenate der Landgräfinnen und der Wartturm schließt. Ganz hervorragend künstlerisch sind die reich geschmückten Räume des Landgrafenhauses, unter welchen wir besonders den großen Fest- und Waffensaal, das Landgrafenzimmer, den Sängersaal und die Elisabethgalerie hervorheben, welche Pracht dort herrscht, zeigt unser meisterhaft ausgeführtes Bild.

☞ Gemeinnütziges. ☞

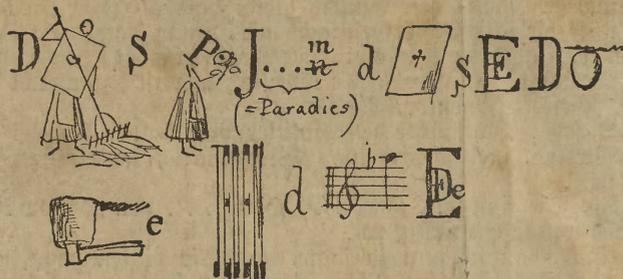
Das Treiben der Pflanzen in Moos. Es ist nicht allgemein bekannt, daß sich beispielsweise *Deutzia gracilis*, *Azalea indica* und *mollis*, *Rhododendron* u. c. ganz gut treiben lassen, wenn man sie, anstatt in Töpfe zu setzen, mit Moos umhüllt und ins Treiblokal bringt. Das um den Ballen gelegte Moos muß selbstverständlich mittels Draht befestigt werden. Die nötige Bewässerung giebt man den Pflanzen dadurch, daß man den Ballen in einen entsprechend großen Kübel Wasser taucht und sich vollsaugen läßt. Wird dabei das erforderliche Spritzen nicht veräumt, so entwickelt sich alle Knospen ganz gut.

Um Zintgeschirr zu putzen, reibe man es mit Braunkohlenpulver oder Heringslake ab. Manche Hausfrauen verwenden dazu auch das sogenannte Katzenkraut (*Teucrium Marum*), welches im Frühjahr überall an den Waldrändern wächst. Es ist zu bemerken, daß dieses Kraut bei der Benutzung in warmes Wasser getaucht werden muß.

Ansatz in Wasserflaschen. Es kommt häufig vor, daß sich, wenn Trinkwasser längere Zeit in einer Wasserflasche steht, an den Wänden dieser letztern ein hautartiger, gelb-brauner Ueberzug oder Ansatz bildet, und es kostet häufig nicht geringe Mühe, diesen zu entfernen. Das allereinfachste Mittel besteht in der Verwendung von Kaffeesatz, der aus dem Kaffeebeutel oder Trichter genommen und in die Flasche gethan wird, indem man alsdann kaltes Wasser hinzusetzt. Nachdem diese Mischung gut durchgeschüttelt ist, wird das Glas der Flasche augenblicklich so spiegelhell, wie es ursprünglich gewesen ist.

☞ Nachtsch. ☞

1. Bilderrätsel.



2. Buchstabenrätsel.

Einst zählst ich zu den Königreichen,
Herborsten, ach, ist längst mein Thron;
Verliert mein Wort ein Zeichen,
Hast Du gewiß gegessen schon.

3. Aufgabe.

Palast. Thee. Angers. Halter. Regina. Granate.
Aus jedem der obigen Wörter ist ein Buchstabe zu wählen. Durch verschiedene Anordnung der sechs Buchstaben sind vier Wörter von folgender Bedeutung zu bilden: 1. und 2. je eine Stadt in Griechenland, 3. ein Badeort in der Schweiz, 4. ein Beamter im persischen Reiche. Die Buchstaben, die von obigen Wörtern übrig bleiben, sind zu neuen Wörtern zusammenzustellen: 1. ein Gebirge in Afrika, 2. ein Bund, 3. eine Rolle aus „König Lear“, 4. ein Ort am Harz, 5. ein Fluß in Afrika, 6. eine Stadt in Afrika. — Die Anfangsbuchstaben dieser Wörter lassen sich so ordnen, daß sie zuerst eine Stadt in Italien und dann ein gefährliches Tier nennen.

4. Rätsel.

Er ist dem Kaufmann stets willkommen,
Weil er Verdienst und Nutzen bringt
Sie wird nur dann gern aufgenommen,
Wenn freudig sie und tröstlich klingt.

Lösung der Aufgaben in voriger Nummer.

1. Der Dieb befindet sich hinter dem Bauer auf dem Kopfe stehend.
2. Pretoria, Endymion, Tullioha, Republik, Ultrater, Pansgate, Chamisso, Anderjen, Petrarca — Anacreon.
3. Bart, Bart.

☞ Lustiges. ☞

Ein Schwerenöter.



„Hat Ihnen das Lied gefallen, Fräulein Ell?“
„D, ich habe nur mit halbem Ohre zugehört!“
„Aber das ist ja bei Ihren kleinen Dohren gar nicht möglich!“

Im Panoptikum.

Führer: „Dieses hier ist die Folterkammer. Hier sehen Sie die Marterinstrumente der früheren Jahrhunderte.“

Herr: „Na, da haben es die Menschen früher noch immer besser gehabt wie wir, unsere modernen Marterinstrumente sind doch noch viel grausamer.“

Führer (erstaunt): „Nanu, wieso denn?“

Herr: „Na, die Leute früher haben doch zum Beispiel noch kein Klavier gekannt.“

Schlechtes Vorbild.

Vater (zur Mutter): „Ach glaub' doch so was nicht — Schwager Eduard faugt sich Alles aus den Fingern.“

Der kleine Emil: „Siehst Du, Mama, und mir verbietest Du immer an den Fingern zu lutschen!“

Damen-Freundschaft.

„Gestehen Sie's mir, Fräulein Irma, Sie waren gestern auf Fräulein Lina etwas eifersüchtig?“

„Wie können Sie mir so etwas zutrauen? Das kokette, leichtsinnige und unausstehliche Ding ist ja meine beste Freundin!“

Kasernenhofblüte.

Unteroffizier (zum Einjährigen): „Einjähr'ger, seh'n Sie nicht so oft nach der Uhr — Ihr Jahr is noch nicht rum!“

Ein gescheiter Doktor.

„Sicht, unser Viehdoktor ist erst a g'scheiter Ker. Wie ich ihn zu meiner kranken Kuh g'holt hab', hat er mir a Mittel verschrieb'n und g'agt: Wenn dös net hilft, nachher hilft gar nix mehr. Und richtig, am andern Tag war die Kuh hin.“

Praktische Spielerei.

Mama: „Wrum küßest Du denn Deine Kuppe so sehr, Trudchen?“

Trudchen: „Mama, damit sie weiß, wie's gemacht wird, wenn sie älter ist!“

Anno bazumal.

Duodezfürst (zu seinem Minister des Aaßern): „Welch eigentümlicher Geruch durchzieht mein Land?“

Minister: „Im Nachbarstaate, Hoheit, wird Kaffee gebrannt!“

Höchstes Mißtrauen.

A.: „Der Herr Oberförster muß aber ein rechter Aufschneider sein!“

B.: „Und ob! Dem glaub' ich nicht einmal mehr das Gegen teil!“

Im Cifer.

Theaterdirektor (zu einem jungen Anfänger): „Die Sterbezene gelingt Ihnen noch gar nicht! Woßes Umfallen genügt nicht — Sie müssen wie ein Mensch, und nicht wie ein Kartoffelsack sterben!“